

22]

## Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Aber der Kaiser kam nicht in die Kirche zu Sandeben. Es hieß, daß er um 11 Uhr vormittags draußen in der Krebsau vorüberfahren würde. Ein Aufenthalt in der Gegend sei nicht vorgefahen worden. Der Maria wurde gerathen, sie sollte sich beim Müllerkreuz, wo hinter Krebsau die Straße bergwärts geht, aufstellen, dort müsse der Wagen langsam fahren und dort sollte sie ihm die Bittschrift in den Wagen hineinwerfen.

So ging sie nach Krebsau. Die Straße dahin war belebt von Wagen und Fußgehern, die alle in die Krebsau wollten. Dort gab's Leute, wie an einem Jahrmarkt und die Hausdächer sah man vor lauter Fahnen nicht. Etliche Herren strichen um in tollschwarzen Röcken, die hinten zwei Schweife hatten, und trugen auf dem Kopf buttenförmige, schwarzglänzende Hüte. Auch der Guldeisner aus Altenmoos war so, aber die Maria erkannte ihn auf den ersten Blick und mußte lachen, so bange ihr ums Herz war.

Einer von solchen, die hinten am Rock zwei Schweife hatten, mischten sich beständig unter das Volk und sprach einmal da, einmal dorthin: „Ich bit' Euch, liebe Leute, haltet Euch brav! Nicht drücken und drängen! Und wenn seine Majestät erscheinen, die Hüte schwenken und Hoch rufen! Nur recht laut! Ihr Steirer pflegt sonst in solchen Sachen stimmfaul zu sein. Wäre eine Schande! Nur recht laut Ho ch! schreien, verstanden?“

Da stand unter der Menge einer, der war nicht stimmfaul, sondern entgegnete dem feinen Herrn: „Wir Steirer lassen uns nicht vorschreiben, was wir machen sollen, wir wissen schon eh, was sich schickt. Eine beständige Treu' ist besser, als ein bestelltes Geschrei. Verstanden?“

Der geschäftige Herr hatte sich in der Menge verloren.

Die Maria hielt sich im Orte nicht weiter auf. Eine Bekannte hatte ihr gerathen, beim Fleischhauer einen Löffel warmer Suppe zu sich zu nehmen, da sie von Altenmoos her gewiß noch nüchtern sei. Der Maria war heute aber nicht ums Essen, sie wagte auch nicht, sich von der Straße zu entfernen, sie fürchtete dadurch den Kaiserwagen zu verfehlen. Sie ging hinaus zum Müllerkreuz. An der steilsten Stelle, wo die Straße bergwärts geht und das Kreuz steht zum Gedächtnisse an den Müller, der dort vor Jahren unter die Wagenräder gerathen, wählte sie ihren Platz. Sie berechnete, wie sie auf dem Stein stehen und das Papier in den Wagen werfen werde, aber ja nicht etwa ungeschickt, daß es auf der anderen Seite wieder hinausfliege.

Sie wartete eine Stunde und länger. Schnurgerade konnte sie hinabsehen auf die Gassen von Krebsau, und wie dort die Aufregung immer größer wurde. Mehrmals fuhr ein Wagen durch, der die Menschenmenge in ein großes Hin- und Herwogen brachte, aber es war allemal nicht der rechte. Ein den Berg heranziehender Wagen war so vornehm, daß die Maria ihre Schrift schon wollte hineinwerfen; noch rechtzeitig sah sie, daß zwei Frauen darin saßen. Jetzt betrachtete die Maria einmal ihr Papier; sie erschraf, wie die Rolle schon arg zerlumpt war, an ein paar Stellen sah man sogar die Spuren der Finger. Was er sich denken müsse? An Ordnung und Sauberkeit muß sie nicht die erste sein, die Reuthoferin zu Altenmoos? . . . Aber mein Gott, eine Bauernhand ist das Festangreifen gewohnt, und solches leidet so ein feiner Bogen nicht. Wenn der Kaiser nicht nachsichtiger thät sein als andere Leut', dann wäre freilich wenig Hoffnung.

Plötzlich huben auf dem Krebsauer Kirchturme alle Glocken an zu läuten und Böller krachten, daß es weitem in den Bergen wiederhallte. Gleichzeitig sah die Maria auf der Straße eine lange Reihe von Wagen, die jetzt schon durch den hohen Reifsbogen hereinfuhren. Einige derselben waren geschlossen, andere offen. In einem der offenen, dem zwei Schimmel vorgespannt waren, saß ein blauer Mann mit einem grünen wallenden Federbusch; er fuhr fortwährend mit der Hand an das Haupt, als die Menschenmenge nun anhub, die Hüte zu schwenken und Hoch zu rufen. Der ist es! — Unserer Maria wollen die Knie brechen vor Angst.

Der Wagenzug bewegt sich schon über die Brücke und beginnt den Berg heranzusteigen. Die Menschenmenge — wie Hochfluth, der die Schleusen geöffnet sind — kommt in Fluß, wagt hinter und neben dem Zuge her, die Flinkeren gewinnen Vorsprung und stellen sich den Berg heran neben der Straße auf. Weiber brechen Blumen ab, um sie in den Wagen zu werfen; etliche sammeln Erdbeersträußchen, drängen sich damit vor, um sie dem Kaiser zu überreichen: Die Maria steht wie angewachsen auf ihrem Stein am Kreuze, die Papierrolle schon gehoben in der Hand, thut sie im Herzen ein Gebet. Jetzt sind plötzlich Reiter da, die auf ihren hohen Rossen mit blankem Säbel die Leute zurückdrängen. Gerade gegen den Stein hin traben die Rosse, martialisch schnaubend und stampfend, als wollten sie alles unter ihren Hufen zer-malmen. Die Maria weicht nicht. „Zurück!“ schreit der Reiter, sie strebt gegen den Wagen. „Zurück!“ Ein sinnbetäubendes Lärmen braust heran. „Zurück in des Dämonen Namen!“ schmettert der Reiter. Die Maria fühlt in ihrem Gesichte das Schnauben der Rosse, an ihrem Haupte das Klingeln des Säbels — sie taumelt in den Hinterrück. —

Als sie zu sich kommt, ist der Kaiserzug vorüber. Zusammengeknittert unter ihren krampfartigen Fingern hat sie noch die Bittschrift. Sie will sich erheben, greift mit einer Hand in der Luft umher, als lange sie nach einer Stütze. Leute eilen herbei, um ihr aufzuhelfen. Sie sinkt wieder zusammen.

Mein Altenmoos, behüt' dich Gott!

Am Abende desselben Tages waren die Wirthshäuser zu Krebsau und Sandeben voller Leute. Sie konnten nicht genug reden von dem Ereignisse des Tages, von den Ansprachen, von den Pferden, von dem lieben Herrn und wie freundlich er gegrüßt habe.

„Just auf mich hat er hergegrüßt!“ wollte jeder wissen, „just mich hat er angeschaut und ich hab' schon gemeint, er will mich ansprechen.“

Im Wirthshause zu Sandeben am kalten Ofen saß ein Kohlenbrenner aus den Rabensteiner Waldungen. Er war vom Meiler weg, der eben ausgestört worden, die halbe Nacht gegangen, um in Krebsau den Kaiser zu sehen. Als er nun zurückkehrte, drückte er seinen verwitterten Hut ins Gesicht und murmelte: „Eine Schand' ist's!“

Ein Nebensitzender fragte ihn, was er meine.

Der Kohlenbrenner hieb die Faust auf den Tisch und schrie: „Ein Schafs Kopf will ich sein, wenn ich noch einmal einen Kohlenkrampen in die Hand nehm'. Rauben geh' ich! Der Arbeitsmensch ist nichts mehr, muß kuscheln, der Arbeiterrod wird verschandirt. — Das Müßiggängergesindel hat sich vorge-drängt, der Gendarm hat's hübsch in die Reih' gestellt, natürlich, die haben seidene Fäden am Leib. Wie ich mich auch ein Bissel durchwinden will, daß ich meinen Kaiser kunnst sehen und noch woltorn acht geb', daß ich keinen auf die Fäden trete, packt er mich an der Achsel, der Gendarm, wie einen Taschendieb packt er mich an: hinteri mit Dir! Ein Kerl im ruhigen Flickenmittel! sagt er, das wär' eine saubere Fier in der Front' Und stößt mich zurück. Die Leut' haben all' auf mich geschaut, haben gelacht und ich hab' gemeint, in die Erd' müßt ich sinken vor Schand'. Leck's mich allmit-einand! hab' ich gedacht und bin davon. In den Felberbüschen hab' ich meinen Rock ausgezogen und ihn angeschaut über und über, ob er nicht doch wo einen Schmutzfladen ober einen losgetrennten Lappen hat. Flicken, Flicken, sonst sehe ich nichts Unrechtes. Oder seht Ihr was? Der Arbeiterrod ist's und nichts weiter. Weil ich keinen andern hab' im Wald. Verschmäh't und verlästert! Da hab' ich mir gedacht: So schaut's jetzt aus auf der Welt? Das ehrlich Werksgewand zu Schand und Spott! — Keinen Handgriff arbeite ich mehr. Stehlen und rauben gehe ich. Mehr als Schand und Spott stecht auch im Arrestmittel nicht. Kreuzverdammte Bande!“

Der Schulmeister von Sandeben war eingetreten, der suchte den knirschenden Mann zu beruhigen. „Hätte es nur der Kaiser gewahrt!“ sagte er, „unser Herr, selbst ein Mann gewissenhafter und unausgesetzter Arbeit, würde den Gendarmen sauber gestutzt haben. War ich doch selber dabei, wie vor vier Jahren der Kaiser in Auenstein ist gewesen, da haben sich

die Bauern und Bergarbeiter in ihrem Werktagsanzug und mit ihren Werkzeugen aufgestellt in Reih' und Glied, da hat der Kaiser mit jedem gesprochen, ihm die Hand gedrückt und gesagt, ein schönerer Schmuck wäre noch nicht an seinem Weg gestanden. Ist wohl ein lieber Herr!"

"Ich weiß es ja," rief der Kohlenbrenner, „und just deswegen hätte ich ihn sehen mögen.“

Doch hatten den Mann die Vorstellungen des Schulmeisters befänstigt und er machte sich auf den Heimweg — zur Arbeit im Walde.

„Gehst Du über Altenmoos?“ fragte ihn der Schulmeister.

„Freilich wohl über Altenmoos. Ueber den Scherwald erlaubr's der Jäger nicht mehr. Er hat dort junges Wildgehege.“

„Willst Du so gut sein und beim Reuthofer eine Post ausrichten?“

„Beim Jakob?“ fragte der Kohlenbrenner, „ist schon recht, ich geh' eh vorbei gleim (nahe) an seinem Haus.“

„Sei so gut, sag' ihm's, sein Weib liegt bei mir.“

Der Kohlenbrenner lachte, aber der Schullehrer sprach: „Es ist kein Spaß, sie liegt in meinem Hause und ist schwer krank. Er soll herauskommen und ob er sie heimführen will. Ich meine aber,“ setzte er leise bei, „unter uns gesagt — es wird sich nicht auszahlen, daß er sie nach Altenmoos führt; sie wird doch über kurz wieder herausgetragen. Der Schlag, sagt der Arzt. Sie war auch draußen. Auf einem Kälberwagen ist sie zurückgebracht worden. Sie liegt recht dahin. Bring' ihm's kleinweise bei, daß er nicht zu sehr erschrickt!“

„Gute Nacht“, jagte der Kohlenbrenner und stieg anwärts. Unterwegs dachte er bei sich: Wäre ich lieber beim Meiler geblieben. Draußen das Gisten und jetzt eine solche Botschaft tragen!

Als er nach Stunden, es war schon dunkel, am Reuthofe die knarrende Thorschranke aufmachte, rief an der Hausthür der Jakob: „Bist es, Maria? Lang' bist aus, aber mit guter Nachricht kommst, gelt?“

„Dein Weib ist es nicht, Jakob“, sagte der Kohlenbrenner, „s' ist ihr doch der Weg zu weit geworden für einen Tag. Sie ist beim Schulmeister in Sandeben und rastet sich aus. Wird sich gewiß freuen, wenn Du sie morgen abholen gehst.“

Der Jakob schritt ganz nahe an den Boten und fragte: „Ist sie vielleicht gar krank?“

„Keine Unmöglichkeit, bei der Anstrengung. Und eine Pitz' hat's gehabt zum Schlagtreffen.“

Der Jakob fragte nicht weiter, es bebte seine Seele.

„Willst einen Vössel Suppe mit uns essen?“ lud er endlich den Boten ein.

„Hab' keine verdient,“ versetzte der Kohlenbrenner und ging nächtig seines Weges.

Der Reuthofer sagte es dem Friedel: „Heut' wird was geschehen sein, Friedel. Spannen wir zwei Ochsen ein und fahren um die Mutter.“

„Ich weiß nicht, mir ist heute den ganzen Tag schon so hart gewesen,“ gestand jetzt der Friedel.

Sie spannten den zweiräderigen Karren an und fuhren in der Nacht auf schlechten Umwegen nach Sandeben. Unterwegs redeten sie nichts, der Friedel trieb die Ochsen an, der Jakob ging hinter dem knarrenden Karren drein und nahm sich vor, das Beste zu hoffen und auf das Schlimmste gefaßt zu sein. Lange nach Mitternacht klopfen sie am Schulhause zu Sandeben.

„Sie schläft noch immer,“ berichtete die Lehrersfrau, „Ihr solltet sie ruhen lassen.“

Bei ihrem Eintritt erwachte sie und sagte die zwei Worte: „Jakob. Heim.“

Der Jakob sah nun wohl, wie es stand. Was kummerte es ihn jetzt, daß die Bittschrift noch bei ihr gefunden wurde! Sie legten die Kranke auf das Stroh des Karrens und fuhren davon. Wie war der Weg holperig! Der Jakob stellte sich mit den Achseln an die rückwärtigen Karrenjocher und trug sie so über die rauhesten Stellen. Das Frühroth ging auf, in den Wipfeln wurden die Vögel munter. Wie war dem Jakob weh ums Herz! — Erst als sie bei Morgensonnenschein in den Reuthof einfuhren, athmete er ein wenig auf. — Jetzt ist sie daheim. Wird's wie Gottes Willen, jetzt ist sie daheim!

Maria lag im Schlafe dahin, lachte aber mehrmals: „Jetzt kommt er! Ich will nicht zurück. Der Kaiser! Mein Friedel!“

Zu der Stube waren die Fenster verhangen, weil der

Jakob meinte, der Kranken müsse das grelle Licht weh thun. Er stößte ihr Milch ein, er kühlte ihre heiße Stirn mit Essig, er legte Meerrettichblätter auf ihre glühenden Hände und Füße, in welchen das schwache, aber rasche Zucken des Pulses war.

Am zweiten Tage kam sie zu sich, erkannte alle, erinnerte sich an den Kaisertag und was geschehen war, blieb aber gleichgiltig, als ob sie das nichts mehr angehe.

Mit ihrem Manne, der nicht von ihrem Bette wich, sprach sie noch, manchmal wie im Halbschlummer lallend, als könne sie sich der Müdigkeit nicht erwehren. Schlafen aber konnte sie doch nicht.

„Es ist so,“ sagte sie, „gut lieg' ich.“ — Dann fuhr sie mit halbgeschlossenen Augen zeitweilig stockend fort: „Wenn man so nachdenkt — es geht halt doch alles anders aus — auf der Welt — als man sich's denkt, in vorhinein. — Einen Schluck Wasser, meinst? — Wohl, Wasser mag ich alleweil. So. Dant' Dir Gott. — Setz' Dich doch nieder, Jaderl. — Närrisch, jetzt hab' ich gemeint, der Jaderl steht dort bei der Thür. — Ist ja schon lang gestorben, der Jaderl — schon lang — ist er gestorben. — Ein Bissel werd' ich halt doch Fieber haben, weil mir so Sachen unterkommen. — Mächtst so gut sein, Jakob, das Kopfstissen ein klein wenig flacher — ein ganz klein wenig. So, ach! so so! — Jetzt ist's gut — so viel gut. — Wenn der Mensch nur daheim ist, sag ich alleweil — krank oder gesund — mir daheim. Deine Hand gieb mir her, Jakob. — Der Friedel. — Die Angerl. — Weit sind sie wohl eh nit weg, gelt, weit wohl eh nit? — Brauch' sie jetzt nit — wenn sie nur nit weit weg sind. — Ein bissel schlafen.“ — Hauchend wiederholte sie noch einmal: „Am besten ist's halt doch — daheim?“

Er gewahrte es kaum. Ohne einen weiteren Laut, ganz sachte schlich sie sich aus dieser Welt. — Als es dem Jakob plötzlich beikam, es gehe etwas Besonderes vor, es wäre eine Veränderung an ihr, und als er eilends die Kinder rief — war es vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die „Rastelbinder“.

Von Hermann Lauski (Sarajevo).

Wer hat noch keinen Rastelbinder gesehen? Ich glaube, es giebt keine bedeutendere Stadt in Europa vom Ural bis an die Westküste von Irland, vom Mälarsee bis zum Goldenen Horn, in der diese slovakischen Nomaden unbekannt wären. Ueberall sind sie zu Hause, überall sind sie bekannt. Mit ihren Bergen von Mausefallen, den Drahtwaaren und dem hellglänzenden Blechgeschirr auf dem Rücken, den fettglänzenden, abgegriffenen Hut auf dem Kopfe, die mächtige Lebertasche, deren breiter Hängeriemen mit Kreuzen, Schaumünzen, Muscheln als Amuletten geziert ist, an der linken Seite, die strammen Beine entweder mit hohen, selten gepußten Stiefeln oder dem heimathlichen „Krepč“, dem slovakischen Bundschuh bekleidet, ziehen sie in den Städten von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, ihre Waare ausbietet und anpreisend, tragen sie sparsamen Hausfrauen auch gern ihre Dienste an, wenn es gilt, eingebrochene Schüsseln mittelst eines herumgeflochlenen Drahtnetzes wieder verwendbar zu machen, oder eine defekt gemordene Kasserole zu verlöthen. Für einige Pfennige und das Versprechen einiger Mahlzeitreste hocken sie sich in einen Winkel nieder und ehe man sich dessen versehen, sind die Scherben wieder zu einer Schüssel gefügt, die in ihrer dichten Drahthülle schon einen tüchtigen Puff verträgt.

Frägt man einen Rastelbinder nach seiner Heimath, so giebt er unter hundert Fällen in neunundneunzig an, er sei aus Trentschin. Da hat der gute Junge aber insofern eine Unwahrheit gesagt, als er die Stadt Trentschin zumeist bloß vom Hörensagen kennt. Wohl ist sie der Hauptort seines heimathlichen Komitates, aber seine engere Heimath selbst, die liegt beträchtlich weiter nördlich, dort, wo sich die Grenze Ungarns gegen Mähren und Schlesien ostwärts wendet. Dort streift von der mährischen Grenze bei Wselin gen Osten bis zum Thale der Rysuja der Berg Rücken des Jawornik (1400 Meter), der nach Süden und Norden eine Reihe von parallel laufenden Höhenzügen entsendet. In den fremdblichen Thälern, zwischen diesen namentlich nach Süden, gegen das Thal der Waaga sanft verlaufenden Bergketten ist die Heimath des Rastelbinders. Hier stehen, theils dem Laufe der unbedeutenden Bäche folgend, theils gruppenweise auf den Höhen zerstreut, die primitiv aus Holzstämmen gezimmerten Häuser, aus denen sich das Völkchen der Draht- oder Rastelbinder Zugvögeln gleich nach fast allen Gegenden der bewohnten Welt zerstreut, um jedoch immer wieder dahin zurückzukehren, sobald in der schmierigen ledernen Brieftasche im weiten Futter des sadartigen groben Leinwandens, das der Drahtbinder solange am Leibe trägt, bis ihm nach seiner Rückkehr in die Heimath die fürsorgliche

Gattin ein anderes giebt, Geld genug vorhanden ist, um zu Hause die Steuern zu decken, die Schulden zu bezahlen und einiges für den Hausbedarf zu kaufen. Oft genug wartet der Drahtbinder nicht einmal so lange. Irgendwo in einem fernen Erdwinkel erfaßt ihn die Krankheit aller Bergbewohner, das Heimweh, mit elementarer Gewalt. Er trinkt sich irgendwo in Ostpreußen, an der Wolga oder in Bosnien einen Rausch an, um seine Gemüthsbewegung zu stillen, nimmt Abschied von etwaigen Kameraden, und einige Tage später pocht es in der Abenddämmerung an die Thüre des Holzhauses am Abhänge des Jawornik. Die Hausfrau, die an dem offenen Herde vor dem mächtigen Backofen eben Mehlbrei und Kartoffeln für ihre stets mit gesegnetem Appetit begabten Sprößlinge kocht und ihnen bis zum Fertigwerden der Mahlzeit allerlei gruselige Gespenstergeschichten erzählt, läßt vor Schreck den Kochlöffel ins Feuer fallen und eilt hinaus, um zu fragen, wer denn zu so später Stunde noch da sei; im nächsten Augenblick tritt ein Mann mit einem großen Sack auf dem Rücken in die Stube. „Der Vater! der Vater!“ rufen die Kinder und springen jauchzend an ihm empor, nur das Jüngste, etwa ein Jahr alte, in der Wiege, beginnt, vom Lärm aufgeschreckt, jämmerlich zu weinen beim Anblick des ihm fremden, vom flackernden Herdfeuer grell beschienenen Mannes.

Dieser hat mittlerweile den Sack auf die lange Bank an der Wand hingelegt. Die Frau springt rasch hinzu, wischt mit der blauen Baumwollschürze die Bank ab, reicht dem Gatten die Hand und sagt ihm: „Willkommen zu Hause! Gott hat Dich gebracht!“ Die Kinder umklammern seine Beine, er hebt eines nach dem anderen empor und küßt sie, dann erst greift er nach dem Sack und kramt die mitgebrachten Geschenke aus: Branntwein, Weißbrot, Kopftücher, alte Stiefel u. dgl. Mittlerweile ist das Essen fertig geworden. Die Frau schüttet den Brei in eine, die Kartoffeln in eine andere Schüssel und trägt sie auf. Alle langen gemeinsam zu, denn Teller sind im Hause des einfachen Drahtbinders ein unbekannter Luxus. Die Mahlzeit wird mit einem Gebete eröffnet und beschloffen, dann trinken Mann und Frau aus der Flasche Branntwein — ordinären Kartoffelsufel — geben auch den Kindern davon und nach kurzer Zeit ist es stille geworden im Hause des Heimgekehrten.

So war es wenigstens noch vor wenig Jahren um die Romantik des Drahtbinderlebens bestellt. Heute — ist der Drahtbinder eher alles andere als das, was sein Name besagt. Der allgemein gewordene Gebrauch von Eisengeschirren macht in zivilisirten Ländern seine Kunstfertigkeit überflüssig, deshalb ist er „Klompfner“ oder Hausfirer mit Blechwaaren geworden. Auch die Art der Geschäftsführung der Kastelbinder hat sich bereits zum großen Theile modernisirt, wenn man so sagen darf. In früheren Jahren nahm ein „Meister“ eine Anzahl — oft bis zu 40 — Gesellen und Lehrlinge auf und zog mit ihnen nach irgend einer größeren Stadt Oesterreichs, Deutschlands oder Rußlands. Dort wurde die Werkstätte aufgeschlagen und die Erzeugung von Draht- und Blechwaaren in Angriff genommen. Ein Theil der Gesellen und Lehrlinge arbeitete unter der Aufsicht des Meisters — Gazda — ein anderer brachte die Erzeugnisse im Wege des Hausierhandels in Vertrieb. Am Montag zogen die Verkäufer in die ihnen zugewiesenen Gebiete der Stadt und deren Umgebung hinaus, Sonnabend trafen sie in der Werkstätte ein, um den Erlös für die Waaren abzuliefern und Rechnung abzulegen. In den seltensten Fällen konnte einer schreiben und lesen, trotzdem führten alle genau Rechnung über jeden Pfennig und über den letzten Pfeifenbohrer. Zu den allerfeinsten Ausnahmen zählte es, daß ein Drahtbinder den anderen in geschäftlichen Verlehrslehre überwortheilte, wie es auch fast niemals vorkam, daß ein solcher in fremden Landen wegen eines Vergehens gegen die Sicherheit fremden Eigentums mit dem Strafgerichte in Kollision gerieth. Deutzutage ist die geschäftliche Gebahrung der Kastelbinder-gilde eine andere geworden. Die Vortheile der Assoziation sind auch zu ihrer Kenntniß gelangt, und sie wissen bereits, daß sich jeder Industriearbeiter in Massen erzeugt wohlfeiler herstellen läßt. Einige wohlhabende und unternehmende Drahtbinder haben sich vor einigen Jahren zusammengethan und „Fabriken“ ihrer Erzeugnisse in der Heimath errichtet. Von dort versenden sie diese nach allen Weltgegenden an ihre haufirenden Kunden, die selbstverständlich wieder zu ihrer Gilde gehören.

Die eigentliche Heimath der Drahtbinder ist der äußerste nordwestliche Theil des ausschließlich von Slowaken bewohnten Trentschiner Komitats in Ungarn, zugleich der an Mähren und Oesterreich-Schlesien grenzende nordwestliche Winkel des Landes. Er umfaßt die politischen Bezirke Wittze, Tschaha und Neustadt a. d. Rupscha mit zusammen etwa 120 000 Bewohnern. Die Einwohnerzahl dieses Gebietes ist zwar äußerst fleißig und bedürfnislos, der unfruchtbare Boden jedoch vermag die überaus dichte Bevölkerung nicht zu nähren und zwang die Männer schon in alten Zeiten hinauszuziehen in die weite Welt, um dort zu erwerben, was der Boden nicht bietet — Brod und Geld. Ueber die Ursprünge des Drahtbinderthums sind meines Wissens keinerlei Daten vorhanden, es reicht jedoch ganz gewiß im Jahrhunderte zurück. Anfangs umfaßten die Wanderungen der Kastelbinder zumeist Mähren und Böhmen, wo sie bei der nahen Verwandtschaft der böhmischen mit ihrer slowakischen Muttersprache am besten fortkamen. Nach Süd-Ungarn gingen bloß wenige. Später dehnten sie ihre Wanderzüge nach

Deutschland, Rußland und Italien aus, sie gingen bis Konstantinopel und Kleinasien. Heute ziehen sie jährlich zu tausenden über das große Wasser nach Amerika.

Geradezu staunenswerth ist das Sprachentalent des Drahtbinders. In Romne und Olhropole, den beiden bedeutendsten Drahtbinderdörfern mit zusammen über 12 000 Einwohnern, glaubt man um Oftern, wo die meisten zu Hause sind, vor der Kirche oder nach der Messe im Wirthshause einen kleinen philologischen Kongreß zu sehen. Deutsch in allen Mundarten, wienersisch, plattdeutsch, unverfälschter Berliner Dialekt, schweizerdeutsche, schwäbische, sodann französische, italienische und seit Ueberhandnahme der Amerikafahrten auch englische, ferner böhmische, polnische und sehr viel russische Laute schwirren durcheinander, und viele beherrschten zwei bis drei Sprachen und ebenso viele Dialekte. Da werden namentlich den staunenden Weibern und heranwachsenden Jungen Geschichten erzählt, wie sie der selige Münchhausen auch nicht schöner erfinden konnte, reines Drahtbinderlatein.

Im ganzen und großen ist und bleibt der Drahtbinder ein armer Teufel. —

## Kleines Feuilleton.

— **Städtewachsthum.** Im Laufe der letzten 90 Jahre haben ihre Bevölkerung verdoppelt: Amsterdam, Birmingham, Brüssel, Manchester und Rom; verdreifacht: Kopenhagen und Marseille; vervierfacht: London, Lyon, Paris, Petersburg und Prag; fünf-facht: Breslau, Dresden, Hamburg, Köln und Wien; sechsfacht: Leeds, Liverpool und Warschau; siebenfacht: Glasgow und Sheffield; veracht-facht: München; neun-facht: Berlin, Pest und Leipzig; zehnfacht: Baltimore. Eine 25fache Vermehrung der Bewohnerzahl weisen vier Städte, New-York und Philadelphia, eine Vermehrung um das 245fache Chicago, endlich eine Vermehrung um das 339fache Brooklyn auf. Die Bevölkerung Dublins ist innerhalb der letzten 90 Jahre von 261 700 auf 245 001, also um nicht weniger als 16 699 Einwohner zu rückgegangen. —

— **Brüsseler Spitzen.** Die Fäden, welche dazu verwendet werden, um Brüsseler Spitzen herzustellen, müssen so fein sein, daß Maschinenarbeit hier ihre Dienste versagt. Doch giebt es selbst in Belgien nur wenige, die im Stande sind, den Faden herzustellen, der so zart ist, daß schon die trodene Luft genügen würde, ihn unbrauchbar zu machen. Er muß daher in dunklen, unterirdischen Kellern gemacht werden, wo die Klöpplerinnen ihre besten Jahre zubringen. Eine belgische Spitzenarbeiterin kann selten mehr als zehn Jahre ihrem Berufe obliegen; denn dann pflegt ihr Augenlicht zumeist so schwach zu sein, daß sie nicht mehr im stande ist, das feine Gewebe herzustellen. —

## Literarisches.

— **Arent, Wilhelm.** „Auf neuen Bahnen.“ Berlin. 1897. August Deubner. Der Mann, der nach seinem eigenen Geständniß bereits 26 Bände Lyrik verbrochen, dem zwölf Bände derselben Waare noch im Kasten liegen, hat da ein Büchlein zusammengeschustert, das wenigstens in einer Beziehung nicht kalt läßt. Für die Kunsthöhe, die der Verfasser erreicht, mögen folgende Zitate sprechen: „Mit einem Wort, es muß ein geistiges Centrum geschaffen werden auf dem Sumpfboden der modernen Literatur.“ Gemeint ist ein poetischer Mystizismus, der sein Ideal in der Scholle findet. „Obne Frage, bis zu jenem Zeitpunkt, da die Menschheit einst ausstirbt . . . wird es eine Seelenkunst des Verfes geben, die im Gefühlstraum, im Stimmungsausflug des Augenblicks ein Ewiges sucht und im goldenen Gefäß des Aethylnus kosmische Augenblicks-Lebensdokumente giebt.“ Den Mann Arent charakterisirt der Ausspruch, den er vor jungen Buchhändlern über Georg Herwegh gethan: „Sie entsinnen sich vielleicht zumeist, verehrte Anwesenden, jenes fellsamen, die spröde Dame „Freiheit“ umwerbenden Radoteurs und Phrasen-Fanfaronneurs, der eine zeitlang alberner Weise das Zeug in sich zu haben glaubte, mit dem König (Friedrich Wilhelm IV.) gehen“ zu können, den Vermittler zwischen König und Volk spielen zu wollen sich erfrechte, dann eines schönen Tages eine jämmerliche Statistenrolle bei den noch jämmerlicheren badischen Revolutions-spielen.“ Natürlich ist Herr Wilhelm Arent ein Sozialisten-hasser und ein Bismarckschwärmer: Sei es! Leider müssen wir den Herrn und sein „gottaugenblicksaluthdurchathmetes“ Werk schon verlassen — die Fastnacht ist bereits gewesen. —

## Erziehung und Unterricht.

h. s. Gegen das Schnarchen der Kinder empfiehlt die Wiener Elternzeitung „Schule und Haus“ ein sehr einfaches Mittel. Man spanne eine jener dünnen Gummischwürchen, wie sie in Papierhandlungen vielfach zum Einpacken kleiner Gegenstände gebraucht werden, über den Kopf und unter das Kinn, um dadurch die Kinnlade vor dem Herabsinken zu schützen. Dann wird auch der Mund nicht geöffnet, wodurch die erste Bedingung für das Schnarchen hinweggeschafft ist. Die Bändchen sind so dünn, daß sie am ruhigen Schlafen nicht hindern. Es kann den Eltern überhaupt nicht dringend genug anempfohlen werden, darauf zu achten, daß die Kinder beim Athmen und beim Schlafen den Mund schließen, da das Schlafen mit offenem Munde leicht zu Erkrankungen der Athmungsorgane führt. Der Staub des Zimmers setzt sich, wenn durch die Nase geathmet wird, in den viele

sch gewundenen und schleimigen Nasenkanälen ab, um später wieder abgestoßen zu werden. Das ist beim Athmen durch den Mund nicht der Fall, sondern die Lureinigkeiten der Luft werden direkt in die Athmungsorgane geführt. Außerdem wird beim Einathmen durch die Nase die Luft angewärmt und dringt nicht eiskalt in die Lunge. —

**Völkerrunde.**

— **Chinesisches Neujahr.** Am 2. Februar haben die Bewohner des himmlischen Reichs ihren Neujahrstag gefeiert, an dem sie sich nicht mit dem einfachen Schin! (guten Tag), sondern mit dem doppelten Schin! Schin! begrüßen. Der chinesische Kalender ist ebenso wie der israelitische, der mohamedanische u. a. auf die Bewegung der Sonne und des Mondes begründet. 19 Jahre bilden ein Tschang, dieser Abschnitt enthält theils „volle“ Jahre von 383 oder 384 Tagen, theils „gemeine“ Jahre von 354 Tagen. Die „Monde“ haben 29 oder 30 Tage, und man nennt sie danach entweder Hsao (kleine) oder ta (große). Der bürgerliche Tag beginnt um Mitternacht und wird in 12 Stunden getheilt, die von 1 bis 12 gezählt werden. Die Jahre werden ferner in Zyklen von 60 Jahren gruppiert, gegenwärtig steht die chinesische Zeitrechnung im 76. Zyklus, der 1884 begonnen hat. Das vorige Jahr, das am 14. Februar 1886 begann und am 1. Februar 1887 schloß, hatte den Namen Ping-Schin, war das 33. Jahr des 76. Zyklus und hatte als ein gemeines Jahr 354 Tage. Das am 2. Februar begonnene neue Jahr der Chinesen heißt Ling-Yeou und ist ebenfalls ein gemeines Jahr, so daß es am 22. Januar 1888 beendet sein wird. —

— **Thränen als Heilmittel.** Der uralte, orientalische Brauch, die Thränen Leidtragender zu sammeln und als Heilmittel für Krankheiten zu verwenden, ist bei den Persern noch jetzt in ausgedehntem Maße üblich. Bei jedem feierlichen Leichenbegängnis bildet das Sammeln der Thränen der Trauerversammlung einen wichtigen Theil der Zeremonie. Jedem der Leidtragenden wird ein sauberer, kleiner Schwamm gereicht, mit welchem er sein Antlitz und die Augen zu trocknen hat, so lange bis der Thränenstrom verstopft. Nach der Beerdigung werden die Schwämmchen gesammelt, dem Priester eingehändigt, der die Thränen in bereitgestaltene Flaschen quetscht, um sie nachher als Heilmittel zu verwenden. —

**Geschichtliches.**

w. Als Kaiser Commodus noch ein Prinz von 12 Jahren war (er war der erste „in Purpur“, d. h. als Sohn eines regierenden Kaisers geborene Kaiser), ward ihm einst ein Bad angetrichet. Da ihm dasselbe nicht warm genug war, verlangte er, daß der Bademeister in den Ofen geworfen würde. Dieser junge Herr ward mit 5 Jahren zum Range eines Cäsar (eine Art Unterkaiser) erhoben, 14jährig wurde er Mitglied aller Priesterkollegien, mit 16 Jahren erhielt er die Aemter und Titel eines Konsuls und Imperators, mit 19 Jahren bestieg er den Thron. — Sein Steckpferd war es, als Gladiator Fechterkämpfe, die bei den öffentlichen Schauspielen kämpften) aufzutreten. Er agierte 735 Mal in der Arena als Kämpfer, wobei er sich für jedes Auftreten 250 000 Denare = 217 500 Mark bezahlen ließ aus der Kasse, die für öffentliche Spiele bestand. Natürlich ward es sorgsam eingerichtet, daß Commodus in diesen Kämpfen immer siegen mußte; maurische und parthische Schützen umgaben ihn; wilde Thiere besiegte er — in ihren Käfigen.

So erlegte Seine Majestät an einem Tage unter anderem 100 Bären. Die Höllinge und Senatoren versehten nie, ihn überschwänglich für solche Heldenthaten zu beglückwünschen und zu lobhändeln. „Du bist der Herr! Du bist der erste und glücklichste unter allen Menschen! Du bist der Sieger, Du wirst es immer sein, sieggefronter Amazonus!“ — hieß es da. Kein Wunder, daß solch' dicker Wehrauchdampf den leichtsinnigen jungen Mann benebelte, so daß er gebot, seinen Geburtstag im ganzen Reiche festlich zu feiern, und seine Regierung als das goldene Zeitalter bezeichnete, indem er die aus seiner Kanzlei ergehenden Schriftstücke „ex saeculo aureo“ (aus dem goldenen Zeitalter) datiren, auch Münzen mit dieser Aufschrift schlagen ließ. —

**Geographisches.**

1. Die Grenze des Waldes gegen den Nordpol. Die größte Höhe nach Norden hin erreicht die Waldgrenze in Sibirien auf der Taimyr-Halbinsel unter 72 1/2 Grad nördlicher Breite, dann verläuft sie östlich nach der Tschuktschen-Halbinsel und biegt dann scharf nach Süden. An der Westküste von Amerika beginnt die Grenze in der Nähe des Polarkreises und geht dann nördlich zu dem Delta des großen Mackenzie-Stromes, wo sie ihre höchste Breite bei 69 Grad erreicht. Dann wird sie weit nach Süden herunter gedrückt und erreicht ihren südlichen Punkt an dem in die südliche Bucht der Hudson-Bay mündenden East Main River unter 51 Grad nördlicher Breite. Der weitere Lauf geht durch die Halbinsel Labrador nach Süd-Grönland hinaus, dann durch Island und weiter in der Richtung auf das Nordkap. Nördlich dieser Grenze beginnen dann die sogenannten Tundren, die Steppen des Polargebietes. —

**Technisches.**

— **Papierene Gasröhren** werden bereits in England verwendet. Auf einem Zylinder werden Bogen starken Zellulosepapiers aufgerollt, bis die gewünschte bezw. erforderliche Wandstärke

erreicht ist; der Durchmesser des Rohres hängt natürlich von dem des zur Verwendung kommenden Zylinders ab. Damit das dergestalt gewonnene Rohr für Gas und Wasser undurchdringlich wird, taucht man es in geschmolzenen Asphalt, der es auch gegen alle anderen zerstörenden Einflüsse unempfindlich macht. In gleicher Weise werden die Muffen hergestellt, mit denen die Röhren untereinander verbunden werden. —

**Humoristisches.**

— **Seltamer Gruß.** In den Berichten der „Rheinischen Missionsgesellschaft“ wird von einem Missionar aus Sumatra folgendes berichtet: Die dortigen Batta's pflegen ihren Missionar mit der Formel zu begrüßen: „tabe tuan“, d. h. „Guten Tag, Herr Missionar“. Das pflegt gemeinhin etwas umständlich zuzugehen: Einer nach dem anderen trat zu dem Missionar und brachte sein „tabe tuan“ an den Mann. Der eingeborene Gehilfe des Missionars nahm also seine schwarzen Brüder vor und brachte ihnen bei: „Seht, wenn mehrere von Euch dem Missionar begegnen, dann müßt Ihr nicht alle einzeln, einer nach dem anderen, auf ihn zutreten; das ermüdet den Missionar; macht es lieber so: Einer von Euch zähle „eins, zwei drei“, und dann sagt Ihr alle auf einmal Euer „Guten Tag, Herr Missionar!“ Das hatten aber manche falsch verstanden; und so kam es denn vor, daß auch der einzelne, wenn er dem Missionar begegnete, an ihn herantrat und ihn mit der Formel begrüßte: „Eins, zwei, drei: Guten Tag, Herr Missionar!“ —

— **Ein gescheiter Kerl.** Der kleine Eugen: „Telt, Mama, ich bin ein scheiter Kerl: schon drei Stück Tuchen hab' ich stibigt und Du hast nichts temerkt!“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— In Guben hat sich ein Einbrecher, den man auf frischer That ertappte, erschossen. —

— Eine merkwürdige Gemälde-Ausstellung befindet sich zur Zeit in Schweidnitz. Die Direktion dieser Ausstellung erläßt nämlich ein Insuperat folgenden Inhalts: „Verlaus-Eröffnung von heute angefangen, werden 104 Stück Original-Ölgemälde (sammt eleganten Goldrahmen), welche in Vorhülle verfallen, zu bedeutend herabgesetzten Preisen verkauft.“ —

— **Prag.** In Franzistuschacht der Dux-Bodenbacher Bahn erfolgte ein Schwimmsand-Einbruch. Ferner drang in den Germaniaschacht zu Triebstich insolge Bruch's oberlätiger Dämme Wasser ein. Die Schächte sind außer Betrieb. —

— An der Riviera bis Loulon hinauf kostet jetzt das Kilo frischer Sardinen 20 Cent. In früheren Jahren hatte man 2 Fr. und 2,50 Fr. bezahlt. — Trozdem wird der Berliner im Herbst statt Delfardinen zumeist doch wieder Häringsschwänze vorgekehrt bekommen. —

— In Brüssel übergoss ein Mädchen ihren ungetreuen Liebhaber, der sich in großer Gesellschaft befand, sowie dessen Begleiter mit Vitriol. Zehn Personen wurden schwer verlehrt. —

— Auf der Station Mestre an der Linie Mailand-Venedig ist ein Postbeutel mit Werthbrieffen im Betrage von über 200 000 Lire verschwunden. —

— **Baku.** In dem Gebiete der Tagiew'schen Naphtaquellen sind über zwei Millionen Pud Naphta durch Feuer vernichtet worden. —

b. w. c. Die letzte Volkszählung, die im Jahre 1881 auf Kreta vorgenommen wurde, ergab eine Einwohnerzahl von 279 165. Davon waren 205 010 Orthodoxe, 253 Katholiken, 13 Protestanten, 8 Armenier, 73 234 Mohamedaner, 647 Juden. —

— Das größte Dreirad der Welt ist augenblicklich in London in dem Depot einer amerikanischen Firma aufgestellt. Das Fahrzeug wiegt 1800 Pfund, seine großen Räder mit „Vim“-Pneumatics, den Erzeugnissen der obengenannten Fabrik ausgefattet, haben eine Höhe von 11 Fuß = 3,35 Meter, die Gummireifen einen Durchmesser von 15 Zoll = 38 Zentimeter. Die Maschine hat hölzerne Felgen, das Gestell ist aus Stahl und Holz gebaut. Das Vorderrad hat 7 Fuß = 2,15 Meter und Gummireifen von 8 Zoll = 20,3 Zentimeter Durchmesser. Die Nabe hat eine Stärke von 18 Zoll = 46 Zentimeter und die Stahlspeichen sind fingerdick. Die Ueberseugung ist die gewöhnliche mittels Kette und beträgt 54 Zoll. Zum Aufpumpen der Reifen braucht man 1 1/2 Stunden. Die Maschine ist für acht Fahrer eingerichtet. —

— **Karrenreiche.** In der Legislatur von Rhode-Island (Nordamerika) ist ein Gesetz zur Annahme gelangt, welches besagt, daß alle Personen, die dem „gewöhnheitsmäßigen, übermäßigen und gefährlichen“ Genuß berauscher Getränke ergeben sind, auf Antrag von Freunden oder Verwandten und auf das Zeugniß von zwei Aerzten zum Zwecke ihrer Heilung ein Jahr lang entweder zu Hause oder in einer öffentlichen Irrenanstalt eingesperrt werden können. — In der gesetzgebenden Versammlung von Tennessee ist eine Bill eingebracht worden, welche der männlichen Jugend das Herumlungern in der Nähe von Pensionaten, sowie das Abfeinden von heimlichen Botschaften an die In-fassinnen solcher Institute verbietet; und der Legislatur von Missouri ist ein Antrag unterbreitet worden, laut welchem es Konduktoren und anderen Zugbediensteten untersagt ist, mit weiblichen Passagieren zu flirtieren! —